Essay zum Philosophicum Lech 2026, Natalie Pfaff

Der Geist in den Bergen
–
Ein Fest dem Lebendigen!

Unermüdlich schlängelt sich der Weg ins Gebirge, die Kurven sind scharf und schaut man etwas zu lange aus dem Fenster, wird einem schwindelig. Wir sind auf dem Weg an einen Ort, der sich gut versteckt hält. Versteckt nicht zuletzt vor der Betriebsamkeit der lauten Orte, die das Ergebnis so vieler regelhafter Abläufe, Routinen, Notwendigkeiten und Mühseligkeiten sind. Doch kommt man nicht umhin, an genau diese Eigenschaften zu denken, die, erschienen sie hier, in der grenzenlosen Höhe, die so massiv wie berauschend still auf ihre Besucher wirkt, als nichts anderes als Halluzinationen abzutun wären. Der Weg schlängelt sich weiter in die Höhe und das laute Surren des Motors zeugt von der Kraft, die nötig ist, uns in diese Gefilde zu befördern. Mir ist leicht beklommen zumute – ausgewählt als eine kleine Gruppe geistig sowie akademisch interessierter Student:innen, sind wir auf dem Weg zu einem Symposion. Symposion – ein vielsagendes Wort, schwingt doch in ihm genauso das laute Klappern von Geschirr und erhobenen Gläsern wie das lautlose Denken über Gesagtes und das Mitgerissensein in einem lautstarken Widerspruch gegen ein vermeintlich falsches Argument mit. Gelage, Diskussion, Eintracht und Widerspruch finden sich in diesem Wort wieder – und dies mit einer Heimstätte, die über zweitausend Jahre in der Vergangenheit liegt. Während wir uns weiter in die Höhe bewegen, komme ich nicht umhin, Dankbarkeit zu spüren. Sie ist ungerichtet und zugleich ganz konkret auf dieses Erlebnis und die ungewisse Aussicht auf die nächsten Tage bezogen. Wir werden die nächsten Tage eine kleine Gemeinschaft sein – verbunden in der Lust am Denken, wobei sich Lust eigentlich zu exponiert anhört. Es ist mehr als Lust, die uns zusammenbringt – „stille Freude“ trifft auch nur einen Teil. Nein, beim Symposion in Lech geht es um mehr. Es geht um eine Haltung, die sich der sich immer weiter verbreitenden Logik der Darstellung und Selbst- und Fremdzuschreibung entzieht – um die Überzeugung, dass es zum Leben notwendig dazugehört, sich mit der grundlegenden Frage, was es heißt, Mensch zu sein, auseinanderzusetzen. Für diese Haltung bricht das Philosophicum Lech eine Lanze – und das seit nahezu dreißig Sommern.

Wir sind angekommen. Der Himmel ist von einem gleißenden Blau und die aus dem Nichts aufgetauchten Häuser, die durch eine lange Straße und einen Fluss verbunden sind, zeigen sich von ihrer freundlichen Seite. Der Ort ist eingehegt, ganz ohne menschliches Zutun – von den ruhenden Höhen, die uns, den Geist suchenden Wesen, unsere, man muss es einfach sagen, Winzigkeit erleben lassen. Dabei lässt sich das, was an anderen Orten vielleicht als Kränkung empfunden würde, hier doch ganz gut verkraften, nein, es hat vielmehr etwas Beruhigendes. So scheint es mir hier, an diesem Ort, völlig verständlich, ja nahezu die Konsequenz einer Notwendigkeit zu sein, dass es diese Höhen sind, an denen das gemeinsame Denken stattfinden wird. Ich muss unwillkürlich an Friedrich Nietzsches Aufenthalte im Engadin denken, oder an Martin Heideggers Entscheidung – sie zu bewerten ist eine andere Frage –, sich zum Denken in seine Hütte in Todtnauberg zurückzuziehen. Dies ist nicht bloß eine privilegierte Entscheidung gewesen; sie versteht sich im Blick auf die thronenden Riesen, die, fern von den menschlichen Zuschreibungen wie eitel, selbstbewusst, narzisstisch oder bescheiden, schlicht und ergreifend da sind – und dies in einer uns niemals

erreichbaren Zeit. Diese Riesen aus einstigem Meeresboden werden dieses kleine Tal umschließen, auch wenn die Häuser und die Menschen längst verschwunden sein werden. Ist es nicht genau dies, das Erleben des eigenen kurzen Moments auf der Welt, das es für das Nachdenken, was es bedeutet, da zu sein, braucht? Zumindest schärft es die Sinne. Der Geist hat nun mal die besondere Eigenschaft, überall zu Hause zu sein – so wäre es eingebildet, zu behaupten, dass es die Berge hierfür brauche. Dennoch: Ich bekomme über die Tage hier das Gefühl, einen der bevorzugten Orte des Geistes kennenzulernen.

In diesem Jahr ist es die Frage nach der Mündigkeit, der sich die Gemeinschaft – bestehend aus Vortragenden und Publikum – widmen wird – unter einem bewusst nicht als Frage formulierten Titel: *Betreutes Denken. Die neue Lust an der Unmündigkeit*. Dabei soll es nicht nur um die Frage gehen, im Sinne einer weiteren Auslegung von Immanuel Kants Appell der Aufklärung – Sapere aude! – was man unter Mündigsein versteht. Kants Credo, fußend auf einem strengen Mündigkeitsverständnis, setzt den Maßstab hoch. So sind unmündig diejenigen, die sich ihres eigenen Verstandes nicht ohne Leitung eines anderen bedienen – und mit diesem anderen meint Kant ausdrücklich auch den Seelsorger, den Arzt und das Buch, „das für mich Verstand hat" – eine Wendung, die heute wie die Beschreibung der neuen Geräte klingt. Der mündige Bürger – zu Kants Zeiten sollte dieser Anspruch nur Männern vorbehalten sein –, ein autonomer, andauernd autodidaktisch unterwegs seiender sowie nur an seiner eigenen Meinung orientierter Eigenbrötler? Diese Frage blieb, wie sich zeigen sollte, außen vor, und es sei nur so viel dazu gesagt, dass Kant selbst jede Vereinzelung ausschloss: Dass sich ein Einzelner aus der Unmündigkeit herausarbeite, hielt er für schwer, „daß aber ein Publikum sich selbst aufkläre, ist eher möglich" – Mündigkeit braucht den öffentlichen Gebrauch der Vernunft, braucht andere, mit denen man denkt.

Doch Anlass, sich diese Frage, knapp 250 Jahre nach Kants Appell, zu stellen, rührt von der Beobachtung her, dass, und diese Frage bestimmte das Nachdenken dieser Tage, der Eindruck entsteht, dass man sich immer stärker von Geräten betreuen lässt und damit gerade aus der Unmündigkeit einen Lustgewinn zieht. So provokant das Thema gesetzt war, so uneinig waren sich die Referent:innen. So reichten die Positionen von der Ankündigung dystopischer Verhältnisse wie Massenarbeitslosigkeit, Sinnverlust sowie völlige Unfreiheit der Subjekte bis hin zu nüchterner Beschwichtigung und der Feststellung, dass es gerade aufseiten der Unternehmen, die die betreuenden Technologien verkaufen, eine nicht zu unterschätzende Ungewissheit gibt, wie sich dies wirtschaftlich lohnen kann, in anderen Worten: ein weiterer Hype, der statt in völlige Unfreiheit vielmehr in eine wirtschaftliche Desillusion führen könnte. Bei allen Polaritäten fiel dabei dennoch auf, dass, berechtigt oder nicht, eine geteilte, wenn auch leichte Beunruhigung über die Bedeutung der neusten Technologie, sprich der sogenannten Künstlichen Intelligenz, die Tage beherrschte. Das Neue an ihr, und hierin bestand meist Konsens, ist das Auseinanderdriften zwischen dem, wie man die Technologie erlebt, und dem Mechanismus, der ihr zugrunde liegt. Rüdiger Safranski brachte dies erfrischend klar auf den Punkt: es ist die Differenz von lebendigem und totem Geist, die von nun an wesentlich dafür ist, mit der sogenannten Künstlichen Intelligenz umzugehen. „Ein toter Geist geht um, in einer sterbenden Kirche" – man kann Safranskis Metapher dabei Alarmismus vorwerfen – doch mischt sich in diese Kritik auch eine beschwerte Nachdenklichkeit, denn: Trifft dies nicht einen

empfindlichen Punkt für unsere Frage, was es heißt, Mensch zu sein? Der tote Geist zeigt, im Unterschied zum klassischen Roboter, keine Fratze eines rein maschinellen Seins mehr. Er mischt sich ins Dazwischen, gerade in unsere Geistesbeschäftigungen, wie ein ungekannter, doch nicht ungewollter Gast in das Gedankengemenge – und regt dabei die übrigen Gäste, die übrigen Gedanken an, inspiriert sie, lässt sie schneller werden. Was bedeutet dieser immer größer werdende Austausch für unser Selbstverständnis, mündig zu sein? Mischt sich in die Produkte des lebendigen Geistes immer mehr der Auswurf des Toten – in Kunst, Literatur, Trauerreden, Predigten, Politikerreden und so weiter –, und entzieht sich uns das Erkennen des einen als lebendig und des anderen als tot, dann scheint es nicht ausgeschlossen, dass sich eine Vereinzelung Bahn brechen kann, dergestalt, dass sich alle mehr und mehr mit einem toten Geist umgeben und dabei genau das, was unser Dasein als Menschen auf der Welt bisher auch ausmachte – Kultur, Diskussion, Kooperation, also das Walten des lebendigen Geistes – in kleine Momente von Ausnahmen verdrängen.

Die für diese Tage eingeschworene Gemeinschaft setzte sich mit diesen Fragen auseinander und setzte damit zugleich ein Argument, das jede Sorge, Warnung oder apodiktische Dystopie Lügen strafte: Es war eine Freude, hier zu sein, und zumindest an diesem Ort, in dieser Woche, bestand eine Einigkeit, die keiner Worte bedurfte. Und doch: Gerade das, was dieses Fest ausmachte, ist ja das, wovor in diesen Tagen gewarnt wurde – ein kleiner Moment der Ausnahme, versteckt in den Bergen, fern der lauten Orte. Die Lust am Denken, mit der wir hinaufgefahren sind, hat sich hier mühelos gegen die neue Lust der Unmündigkeit behauptet; ob sie es auch unten in den Tälern tut, entscheidet sich nicht in Lech. Es war ein Fest dem Lebendigen, und die ruhenden Riesen mit ihrem Geist waren unsere Bedingung der Möglichkeit, hier zu sein. Ein Dank!